

Hermann Graml

Am Beispiel meines Bruders

Oberleutnant Bernhard Graml

1. Werdegang und Quellen

Mein Bruder Bernhard wurde am 19. März 1920 geboren – der Kapp-Putsch war noch nicht gänzlich niedergeschlagen, der Generalstreik, der dem Putsch den Garaus machte, dauerte vielfach noch an, und so musste er sich in Regensburg ohne Hilfe einer Hebamme auf die Welt mühen; ob dieser schwierige Start sein lebenslanges Misstrauen gegen linke Politiker und linke Politik begründet hat, kann naturgemäß nicht mehr geklärt werden. Nach Gymnasialjahren in Miltenberg am Main, in Regensburg und in Günzburg an der Donau machte er im Frühjahr 1938 in dem gemütlichen schwäbischen Städtchen das Abitur und entschloss sich, an die Schulzeit sofort den obligatorischen Arbeits- und Wehrdienst, damals zweieinhalb Jahre, anzuhängen, um dann ohne störende Unterbrechung studieren zu können. Adolf Hitler sah das anders, und so zog Bernhard im September 1939, nach einem Jahr, in dem er beim Infanterieregiment 40 in Augsburg gedient hatte, mit jenem Regiment in den Krieg, wo er sich in Polen die erste Verwundung holte. Im April 1945 endete der Krieg für ihn mit der siebten Verwundung, die er in einem Gefecht mit amerikanischer Infanterie davontrug. In den fünfzehn Jahren dazwischen avancierte er vom Schützen bis zum Oberleutnant der Reserve und brachte außerdem einen eindrucksvollen „Klempnerladen“ zusammen, das heißt Orden und Kampfabzeichen auf der linken wie auf der rechten Seite der Uniform.

Wenn ich zu erklären suche, wer sich hinter diesen dürren Daten verbirgt, so stehen mir drei Quellen zur Verfügung. Die erste und gewiss unzuverlässigste ist meine Erinnerung. Dass es meine Erinnerung an den Soldaten Bernhard Graml überhaupt gibt, ist einem Zufall zu verdanken. Normalerweise macht ja ein Abstand von fast neun Jahren brüderliche Nähe fast unmöglich. Wir lernten uns aber sehr gut kennen, als er nach einer schweren Verwundung in Russland einen längeren Genesungsurlaub zu Hause verbrachte, und zwar im Dezember 1944 und Januar 1945, als ich wiederum drei gloriose Wochen Weihnachtsurlaub bekommen hatte. Jetzt, da ich auch Uniform trug, nahm er mich ganz anders wahr als vordem, und in vielen Nächten hörte ich bis zum Morgengrauen gebannt



Bernhard Graml.

Quelle: privat

seinen Erzählungen und Bekenntnissen zu. Die zweite Quelle sind seine Erinnerungen, die er in den letzten Jahren vor seinem Tod, der ihn 1999 überraschte, diktieren hat¹. Diese Erinnerungen sind ein erstaunlich detailliertes Logbuch seines Wegs durch den Zweiten Weltkrieg. Sie zeigen, obwohl zurückhaltend und ohne jede Ruhmredigkeit formuliert, einen offensichtlich exzellenten Soldaten und Offizier, sind allerdings dermaßen auf die Gefechte konzentriert, an denen er teilgenommen hatte, dass völlig unklar bleibt, welche Motive eigentlich hinter diesen Leistungen steckten. Solcher Mangel wird jedoch auf erfreulichste Weise durch die dritte Quelle behoben, nämlich durch die Briefe, die er zwischen 1938 und 1945 an die Eltern geschrieben hat, beziehungsweise getrennt an die Mutter und den ebenfalls jahrelang eingezogenen Vater. In ihnen treten die Beweggründe eines Soldaten des Jahrgangs '20 sogar so scharf umrissen hervor, dass, auch gestützt auf meine Erinnerungen, eindeutige Resultate gefunden werden können.

¹ Diese und die dritte Quelle, die Briefe, befinden sich im Besitz von Frau Maria Graml und des Verfassers.

2. Kriegserlebnis und Mentalität

Ein negativer Befund vorweg. In allen drei Quellen weist nichts, nicht einmal ein winziges Indiz, darauf hin, dass der Infanterist Bernhard Graml je etwas mit NS- oder Kriegsverbrechen zu tun gehabt hat, ob als Täter oder als Zeuge. Vielmehr liefern alle drei Quellen reiche Belege für die – an sich naheliegende – Feststellung, dass das Gros – ich betone: das Gros – der Kampfdivisionen nahezu pausenlos an der Front gebunden war und weder Gelegenheit noch Zeit hatte, als Instrumente nationalsozialistischer Besatzungspolitik oder der Judenvernichtung zu handeln. Auch ist bemerkenswert, dass die wahren Ziele des Angriffs auf die Sowjetunion in allen drei Quellen nicht mit einer Silbe auftauchen: weder antislawischer Rassismus als Rechtfertigung nationalsozialistischer Raumpolitik noch die Raumpolitik selbst. Dazu passt, dass jedenfalls er und die anderen Angehörigen der 167. Infanteriedivision, die sich in den Wochen vor dem 22. Juni 1941 durch Polen bis zum Bug quälen, mit keinem Anzeichen so etwas wie Begierde verraten, sich zur Vorbereitung deutscher Ostsiedlung auf die russischen Untermenschen zu stürzen. Vielmehr haben sie keine Vorstellung, was sie in diesen östlichen Gegenden eigentlich sollten. So heißt es in den „Erinnerungen“:

„Am 30. Mai [1941] wurden wir auf dem Bahnhof in Dillingen in Güterwägen verladen [...]. Niemand wußte, wohin wir transportiert werden sollten. Wir alle wünschten, nach Frankreich zu kommen. Erst als wir von Nürnberg aus in Richtung Berlin fahren, merkten wir, wohin die Reise ging. Außerdem wurde während des Transports polnisches Geld ausgeteilt. Wir rästelten, was wir ausgerechnet in Polen tun sollten. An einen Angriff auf Russland dachte niemand.“

Nachdem klar geworden war, dass in Polen ein großer Aufmarsch im Gange war, „überlegten wir, was der Sinn dieses Aufmarsches sein könnte. Nach Lage der Dinge konnte an sich nur Russland der Grund [...] sein. Niemand wollte aber so recht glauben, dass wir Russland angreifen könnten.“² Die zeitgenössischen Briefe des damaligen Unteroffiziers bestätigen dies vollauf. Am 1. Juni 1941 lässt er die Eltern wissen, dass er und seine Kameraden es sehr wohl noch im Höchstädter Quartier ausgehalten und dass sie keine Ahnung hätten, was los ist. Noch am 15. Juni schickt er den Stoßseufzer nach Hause: „Möglichst rasch wieder heraus aus diesem Affenland –

² Erinnerungen, S. 37.

Staub, Dreck und wieder Staub.“ Wer schon einmal, wie er, den polnischen Staub geschluckt habe, sei dies alles ja gewohnt. „Aber die Jungen“, schreibt der 21jährige, „machen ziemliche Gesichter.“ Nach Beginn des Feldzugs fallen respektvolle Bemerkungen über den „zähen“ russischen Gegner, freundliche Bemerkungen über die Zivilbevölkerung, die glücklich sei über „Stalin kaputt“, freilich Angst vor der Rückkehr der Bolschewiken habe³. Die für mitteleuropäische Augen schlimmen Verhältnisse im Lande werden konsequent dem kommunistischen System angelastet. So urteilt er am 26. August 1941: „Im allgemeinen kann man sagen, daß der Bolschewismus es glänzend fertiggebracht hat, den Menschen alles, aber auch alles zu nehmen, was Leben angenehm macht.“ Die Bolschewiken hätten es verstanden, „aus diesem Volk eine Herde zu machen, mit der man alles machen kann und die sich alles gefallen läßt“.

Dieser Sachverhalt ist um so bemerkenswerter, als hier ein junger Mann über die nationalsozialistischen Ostpläne und ihre Voraussetzungen schweigt, der sich selbst anfänglich durchaus als Nationalsozialist versteht und bekennt – und das nicht ganz zu Unrecht. Während ihm unsere Mutter Mitte September 1939 mitteilt, in den ersten Tagen des Krieges hätten die Leute im Heimatdorf sogar über den „Führer“ lästerlich geschimpft und gefragt, „wozu brauchen wir Danzig, wozu brauchen wir den Korridor“?, klärt er eben diese Mutter auf, dass Deutschland in den Krieg getrieben worden sei, und zwar von den Juden, den Freimaurern, dem Großkapital und der römischen Kirche. An taktischer Offensive beteiligt, wähnt er sich als Soldat in strategischer Defensive. Anders gesagt: er zog also in den Krieg, weil er glaubte, das Vaterland verteidigen zu müssen, so wie der Vater, der 1914 als Kriegsfreiwilliger in Flandern verwundet wurde. Dieses Motiv blieb auch weiterhin das erste und bestimmende; alles Sonstige muss als kontributiv verstanden werden. Die Mehrzahl seiner Kameraden empfand und dachte ebenso⁴.

Allerdings ist der Zusatz an nationalsozialistischer Ideologie nicht zu verkennen. Seine brieflich festgehaltene Vorstellung ist in einem Sinne an Linientreue nicht zu übertreffen. Da sehen wir in der Tat – und das ist doch anders als 1914 beim Vater – ein Produkt

³ Briefe an die Eltern vom 2. 9. und 8. 8. 1941.

⁴ Briefe der Mutter vom 8. 9. und 22. 9. 1939. Dem Vater gegenüber äußerte er sich nicht anders, so in einem Brief vom 22. 12. 1939.

nationalsozialistischer Pädagogik, ein Opfer nationalsozialistischer Propaganda, wohlgerneht ein konkretes und fassbares Produkt, nicht eine jener schwer greifbaren, sich genauerer Beschreibung und Definition verweigernden Gestalten, wie sie uns zuletzt Günter Grass in seiner eigenen Person vorgesetzt hat. Mit unserem Elternhaus, in dem die konstitutionelle Monarchie als Ideal galt, hatte das nichts zu tun. Der junge Soldat aber hat bereits als Gymnasiast Hitlers „Mein Kampf“, Alfred Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts“ und Houston Stewart Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ gelesen, und zwar nicht nur, weil man mit Zitaten aus diesen Büchern den Religionslehrer und sonstige konservative Lehrkräfte in höchst befriedigende Verlegenheit setzen konnte, sondern weil er tatsächlich Orientierung suchte und zeitweilig auch fand, eine Orientierung, die „political correctness“ – der damaligen Zeit – aufs angenehmste mit Rebellion gegen die alten etablierten Gewalten verband.

Hier drängt sich die Frage auf, wie es denn kommen konnte, dass auf einen potentiell zu den Gebildeten im Lande zählenden Gymnasiasten nationalsozialistische Theoreme Eindruck machten, noch dazu, wenn sie von Autoren verfochten wurden, die – Chamberlain bis zu einem gewissen Grade ausgenommen – ein miserables Deutsch schrieben. Die Annahme, dass Verführer höherer Ordnung gewirkt haben müssen, vor und parallel zu den genuin nationalsozialistischen Propheten, ist naheliegend und auch richtig. Gelegentlich wird ja darüber nachgedacht, welchen Einfluss denn Denker wie etwa Friedrich Nietzsche tatsächlich gehabt haben, Einfluss nicht auf andere Philosophen und Schriftsteller wie zum Beispiel Ernst Jünger, sondern auf jene breiteren und für die Entwicklung einer Nation so wichtigen Lesergruppen, die gewöhnlich stumm und anonym bleiben. In dem Gymnasiasten und jungen Soldaten Bernhard Graml haben wir nun einen Fall vor uns – und es hat fraglos viele gleichgelagerte Fälle gegeben –, in dem nachweisbar ist, in welchem Maße die brillante und artistische Handhabung der deutschen Sprache, zu der ein Zauberer wie Nietzsche fähig war, einen jungen Mann, der nach Welterklärung dürstete, zu bannen und zu überzeugen vermochte. Mit geradezu religiöser Inbrunst, die sonst nicht an ihm zu bemerken war, hat der Oberleutnant Graml noch im Dezember 1944 seinen jüngeren Bruder zur Sicht der Welt und zum Menschenbild Nietzsches zu bekehren versucht, wenn auch zu seinem Schmerz ohne Erfolg, weil ich, ohne dass ich das wirklich verstanden hätte, auf eine mit dem Zauberstab ausgeübte Sprachgewalt schon damals mit Ablehnung und Abwehr reagierte.

Später haben wir beide begriffen, wie ihn Nietzsche bereits früh überwältigt und ihm Feindbilder gleichsam eingeredet hatte. Dies gilt etwa für die Polemik gegen das Christentum, die, wie manche Interpreten meinen, bei Nietzsche ein Oberflächenphänomen sein mag, aber an Aggressivität und an überredender Kraft nichts zu wünschen übrig lässt. Mithin ist klar zu erkennen, dass Nietzsche sozusagen ein Tor aufgestoßen hat, durch das sich dann auch viertklassige Epigonen und verfälschende Vereinfacher in die Geister junger Wahrheitssucher drängen konnten. Wer daran zweifelt, dass Denker mit Büchern politische Wirkung zu erzielen vermögen, sollte sich daran erinnern, dass es lange nach Kriegsende ebenfalls Verführer von Rang gab, die auf junge – und gewiss auch oft falsch verstehende – „Idealisten“ bestimmenden Einfluss ausübten; man braucht nur an Marcuse und Adorno zu denken. Nietzsche war aber kein Apostel von Lebensraum-Programmen im nationalsozialistischen Sinne, er fand und erfand sich Objekte seines Zorns in realen oder vermeintlichen Fehlentwicklungen der eigenen Kultur. Wie Thomas Mann gesagt hat:

„Nietzsche, fern allem Rassenantisemitismus, sieht allerdings im Judentum die Wiege des Christentums und in diesem, mit Recht, aber mit Abscheu, den Keim der Demokratie, der französischen Revolution und der verhaßten ‚modernen Ideen‘, die sein schmetterndes Wort als Herdentier-Moral brandmarkt. ‚Krämer, Christen, Kühe, Weiber, Engländer und andere Demokraten‘, sagt er, denn den Ursprung der ‚modernen Ideen‘ sieht er in England (die Franzosen, meint er, waren nur ihre Soldaten), und was er an diesen Ideen verachtet und verflucht, ist ihr Utilitarismus und Eudämonismus, ihre Erhebung von Frieden und Erdenglück zu höchsten Wünschbarkeiten.“⁵

All dies findet sich in den Briefen des jungen Soldaten und kann vielleicht erklären helfen, warum seine Augen auf westliche Gegner und nicht auf Ziele im Osten gerichtet waren. Jedenfalls schreibt er noch am 7. April 1940, dieser Krieg sei „nur das Werk einer kleinen Clique von Juden, Freimaurern und Pfaffen“⁶.

Zwischen dem Feldzug in Frankreich und dem Angriff auf die Sowjetunion vollzieht sich jedoch eine erstaunliche Wandlung. Zunächst erlebt er die Verteidiger der Maginot-Linie als keineswegs

⁵ Thomas Mann, *Nietzsches Philosophie im Lichte unserer Erfahrung*, in: ders., *Essays*, hrsg. von Hermann Kurzke und Stephan Stachorski, Bd. 6: *Meine Zeit 1945–1955*, Frankfurt a. M. 1997, S. 56–92, hier S. 77.

⁶ Die Mutter machte ebenfalls die Engländer für den Krieg verantwortlich, mehr als die Franzosen, Brief vom 22. 9. 1939.

degenerierte, sondern überaus achtenswerte Gegner, die seinem Begriff eines guten Soldaten genau entsprechen⁷. In den Wochen nach den Kämpfen wird der Unteroffizier, weil er etwas Französisch spricht, mit unterschiedlichsten Sonderaufträgen kreuz und quer durch ein relativ großes Besatzungsgebiet geschickt, er muss mit vielen Bürgermeistern verhandeln⁸, er lernt Mädchen kennen, die sich für diesen „Boche“ interessieren und ihm ungescheut die unausweichliche Niederlage des Dritten Reichs vorhersagen. Die allmählich tiefer werdende Kenntnis französischer Lebensart und französischer Kultur bewirkt zwar noch keine Abkehr von den Grundlehren Nietzsches, macht aber jede grobe politische Konkretisierung und Nutzenanwendung unmöglich, zumal am Ende die Überwältigung durch Paris steht, als seine Einheit dort für einige Wochen Wachregiment wird. Aus seinen Briefen verschwinden antiwestliche, sogar anti-jüdische Bemerkungen, und als er nach einer Doppelverwundung im Winter 1941 zu einer in der Bretagne neu aufgestellten Division versetzt wird – was er natürlich zu etlichen Abstechern nach Paris nutzt – und mit dieser Division im Oktober 1942 wieder an die Ostfront kommt, gesteht der Leutnant Graml seiner Mutter, dass er nur ungern aus Frankreich und seiner Kultur scheidet⁹; die Vorliebe für französische und dann auch englische Literatur und Kunst sollte ihm bis ans Lebensende bleiben. Dass die Wandlung auch seine politischen Ansichten erreichte, zeigen kleine Wendungen in seinen Briefen, Beiläufigkeiten, so als er während eines Wiener Lazarettaufenthalts, nachdem er im Burgtheater „Don Carlos“ angeschaut hatte, der Mutter berichtet, das Publikum sei in starken Szenenapplaus ausgebrochen, als Marquis Posa forderte: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!“ Das Bemerkenswerte daran ist, dass er die Mitteilung nicht mit dem kleinsten kritischen Kommentar begleitete¹⁰. Auch mit solcher Entwicklung ist er gewiss kein Einzelfall, und es zeigt sich darin, welche Bedeutung Frankreich trotz oder besser in der Niederlage für die deutsche Rückkehr in die europäische Gesittung gewonnen hatte.

Die militärische Leistungsbereitschaft ist durch all das freilich nicht beeinträchtigt worden. Als er seiner Mutter im Oktober 1942 schrieb, wie ungern er Frankreich verlasse, fügte er hinzu: „Aber als Soldat gehört man schließlich dahin, wo die Entscheidungen fallen und wo gekämpft wird.“ Da er wohl sah, wie wenig beruhigend ein

⁷ Erinnerungen, S. 30–35.

⁸ Brief an den Vater vom 26. 7. 1940.

⁹ Brief an die Mutter vom 18. 10. 1942.

¹⁰ Brief an die Mutter vom 18. 12. 1941.

solcher Satz für eine Mutter sein musste, hängte er sogleich die Behauptung an, einem Manne mit seiner Fronterfahrung könne praktisch nichts mehr passieren; unseren Vater, der schließlich ein Veteran der Westfront des Ersten Weltkriegs war, hat er mit derartigen Tröstungen wohlweislich verschont. Nach meinen Beobachtungen waren für die den ganzen Krieg hindurch anhaltende soldatische „Einsatzbereitschaft“, wie das damals hieß, – neben dem für den Sohn einer bürgerlichen Familie jener Jahre selbstverständlichen Nationalismus und Patriotismus – zwei Gründe ausschlaggebend.

Erstens erscheint mit dem Angriff auf die Sowjetunion ein neues starkes Motiv, das in den „Erinnerungen“ meines Bruders in einer aufschlussreichen Szene festgehalten ist. Am 21. Juni 1941, nachdem die vorgesehene Bereitschaftsstellung erreicht war, so schrieb er,

„ließ uns der Kompaniechef, Oberleutnant Kraus, einen Halbkreis bilden und verlas dann den bekannten Aufruf des Führers zum Angriff auf Russland. Er teilte uns mit, daß wir am nächsten Tag – Sonntag – morgens um drei Uhr 15 den Bug auf Sturm- und Schlauchbooten überschreiten würden. Auf diese Äußerung herrschte ein minutenlanges Schweigen. Bevor wir aber nachdenken konnten, erging sofort eine Unzahl von Befehlen zur Vorbereitung des morgigen Angriffs. Jeder erhielt irgendeine Aufgabe, und so kam uns das Ungeheuerliche des Vorgangs gar nicht so recht zu Bewußtsein. Da unser Bataillon der rechte Flügel der Division war, mußte mit den Nachbarn Verbindung aufgenommen werden. Ich erhielt den Befehl, mit zwei Mann unseren Nachbarn zu suchen, der angeblich einen Kilometer entfernt sein sollte. Ich lief stundenlang durch die Gegend und fand dann – rein zufällig – eine Einheit der 17. Panzerdivision. Ich meldete mich beim Kompaniechef, einem Oberleutnant von Brauchitsch. Er begrüßte uns wohlwollend und gab uns aus einer großen Cognacflasche zu trinken, der er offensichtlich schon stark zugesprochen hatte. Er wünschte uns alles Gute für den bevorstehenden Feldzug, teilte uns allerdings gleichzeitig mit, daß nur wenige von uns überleben würden. Als ich zur Kompanie zurückkam, hatte sich die erste Überraschung schon gelegt. Es kam zu zahlreichen Gesprächen, bei denen überraschenderweise die Meinung vorherrschte, einmal habe es ja doch zum Krieg mit dem ‚Kommunismus‘ kommen müssen, und je eher das geschehe, um so besser.“¹¹

¹¹ Erinnerungen, S. 39.

Das Motiv des Antikommunismus und Antibolschewismus, das nun neben die Pflicht zur Verteidigung tritt und zusammen mit ihr dominant ist, in diesem Verständnis bis Ende 1941 dominant bleibt und auch immer wieder die Vorstellung hervorbringt, die vom Stalinismus geknechtete Bevölkerung Russlands müsse befreit werden, dieses Motiv entspricht gewiss dem vom Regime öffentlich proklamierten Sinn und Ziel des „Unternehmens Barbarossa“. Aber die wahren Absichten, die von der NS-Führung und mittlerweile wohl auch von den Spitzen der Wehrmacht mit dem Angriff auf die Sowjetunion verfolgt werden, erscheinen sowohl in den „Erinnerungen“ wie in den zeitgenössischen Briefen eines durchschnittlichen Feldwebels einer durchschnittlichen Infanteriedivision des deutschen Ostheeres nicht mit einem Wort. Das verdient Beachtung, weil der Feldwebel Bernhard Graml – so wie zuvor der Schütze und später der Leutnant – in der Korrespondenz mit den Eltern weder seine Erlebnisse verharmlost oder übertreibt noch mit politischen Gedanken und Urteilen hinter dem Berge hält, auch nicht mit rassistischen Vorurteilen, die er sehr wohl hat; so findet er nichts dabei, im Herbst 1943 die vorübergehend miserable Qualität der sowjetischen Infanterie auf den Umstand zurückzuführen, dass ja wohl alle Russen in der Roten Armee schon gefallen und nur „Usbeken und andere Halbwilde“ übriggeblieben seien¹².

Das Motiv des Antibolschewismus hat die 1942/43 nicht mehr zu übersehende Kriegswende überlebt, in der jetzt nicht mehr durch Angriffsoperationen unterbrochenen Defensive sogar noch an Stärke gewonnen. Nun kam es ja nicht mehr darauf an, den Bolschewismus auszutilgen, sondern ihn von Deutschland fernzuhalten. Wieder und wieder ist von der „Knote bolschewistischer Kommissare“ die Rede, die man der deutschen Nation unter allen Umständen und ohne Rücksicht auf die dabei zu bringenden Opfer ersparen müsse¹³. In der Regel legt der Briefschreiber einen im Rückblick merkwürdig anmutenden Optimismus an den Tag. So sagt er, als er im September 1943 die „Schweinerei“ in Italien, also den italienischen Frontwechsel, erwähnt, so etwas könne an der Ostfront nicht passieren: „Die hält!“ – als habe es Stalingrad nicht gegeben¹⁴. Darin kam sicherlich auch das Selbstbewußtsein eines Angehörigen der Heeresgruppe Mitte zum Ausdruck, deren Divisionen das 1941 erworbene Gefühl der Überlegenheit über den

¹² Brief an die Eltern vom 9. 9. 1943.

¹³ So in einem Brief vom 23. 2. 1943.

¹⁴ Brief an die Eltern vom 9. 9. 1943; das folgende Zitat findet sich ebenda.

Gegner durch eine Serie erfolgreicher Abwehrschlachten bewahrt und bestätigt hatten. Allerdings gab es naturgemäß doch Augenblicke, in denen ein der tatsächlichen Lage gerecht werdender Pessimismus durchbrach, der sich dann freilich sofort mit einem Trotz verband, wie er bei einem jungen Frontoffizier ja auch nicht als gänzlich unangemessen angesehen werden kann. So schrieb er, ebenfalls im September 1943, falls die große Krise des Krieges, in die man jetzt eintrete, nicht bestanden werden sollte, sei es „besser [...], ehrenvoll unterzugehen als in dem bolschewistischen Morast zu versinken“.

Indes ist nicht zu übersehen, dass die militärische Leistung unseres Briefeschreibers auch einen völlig unpolitischen Grund hatte, dem im Deutschland unserer Tage Verständnislosigkeit sicher ist. Es geht um die Faszination durch das soldatische Ethos und das Phänomen Krieg. Heute fällt es mir selber schwer, mir eine Stimmung zu vergegenwärtigen, die im Januar 1944 den Luftwaffenhelfer Graml dazu brachte, in einem Brief an die Eltern, der vor allem der Bestellung von Paketen mit nahrhaftem Inhalt diente, zu schreiben: „Bei dem letzten Angriff in Mitteldeutschland, als die Engländer so schwere Verluste hatten, waren wir leider nicht dabei. Sonst wäre die Abschußzahl noch höher.“¹⁵ Das war noch die Furcht mangelnder Erfahrung. Jedoch muss in der Tat konstatiert werden, dass, anders als in England oder Frankreich, viele junge Deutsche der Jahrgänge 1915 bis 1929 förmlich danach fieberten, es den Vätern gleichzutun, die zwischen 1914 und 1918 in Flandern, bei Verdun und an der Somme gekämpft hatten. Es ging ihnen weniger um die Korrektur der Ergebnisse des Krieges, sondern mehr noch um eine vergleichbare Erprobung soldatischer Tugenden. Dabei ist auffallend, dass gerade die schonungslosen Berichte aus dem großen Krieg, zu denen etwa die Bücher Ernst Jüngers durchaus zu zählen sind, die Sucht nach Bewährung nicht minderten, sondern noch steigerten.

Auch in dieser Hinsicht ist aber bei manchen, so bei meinem Bruder, die Einwirkung des zum Guru erhobenen Nietzsche nicht zu verkennen. Wenn Nietzsche seinen Zarathustra predigen ließ: „Ihr sollt den Frieden lieben als Mittel zu neuen Kriegen. Und den kurzen Frieden mehr als den langen...“ Oder: „Ihr sagt, die gute Sache sei es, die sogar den Krieg heilige? Ich sage euch: der gute Krieg ist es, der jede Sache heiligt!“¹⁶ so fand das ein Echo, das auch

¹⁵ Brief Hermann Gramls an die Eltern vom 14. 1. 1944.

¹⁶ Friedrich Nietzsche, Also sprach Zarathustra, in: ders., Werke, hrsg. von Alfred Baeumler, Bd. 4, Leipzig 1930, S. 1–363, hier S. 49.

in den Briefen des Soldaten Graml noch zu hören ist. Damit keine Missverständnisse entstehen: Da schreibt kein gusseisern heroischer Held, der nur im Krieg und für den Krieg lebt, sondern ein junger Mann, der oft und oft von der Hoffnung auf baldigen Urlaub und auf Frieden redet oder von der tiefempfundenen Erleichterung beim Beziehen einer ruhigeren Stellung. Aber daneben steht doch eine nie gebrochene Freude an soldatischer Herausforderung und Bewährung, ja ein Genuss am aufregenden und gefährlichen Erlebnis, am Kampf. So kann er noch im Herbst 1943 den Eltern mitteilen, er und seine Kameraden hätten Tage hinter sich, „in denen uns alles geboten wurde, was der Russlandfeldzug an Interessantem zu bieten hat“¹⁷. Davon wurde im Übrigen ein Prozess in Gang gesetzt, der weder Verrohung noch Abstumpfung war, sondern schlicht als Professionalisierung charakterisiert werden darf. Was sie an den Fronten treiben, wird für die eigentlich an Universitäten, auf Bauernhöfe, in Fabriken und Werkstätten gehörenden jungen Männer zur Lebensform mit dem Anschein der Dauer. Ein gutes oder schlechtes Ende wird zwar ab und an hoffnungsvoll oder angstvoll beschworen, im Grunde aber als unreal empfunden.

Bei meinem Bruder führte diese Professionalisierung dazu, dass in seinem Wesen das Soldatisch-Militärische die zivilen Elemente mehr und mehr in den Hintergrund drängte, er für eine Weile nichts als Soldat war. In den Gesprächen, die uns Ende 1944 vergönnt waren, hat er mir viele Gefechte mit einem leidenschaftlichen und anderes an den Rand verweisenden Interesse an den jeweils gegebenen Problemen der Infanterietaktik geschildert – gegen wen und warum da gekämpft wurde, spielte nur noch eine sekundäre Rolle. Später, als ich Erwin Rommels Buch „Infanterie greift an“ gelesen hatte, war für mich eine gewisse Verwandtschaft nicht zu verkennen, auch nicht in der betonten Forderung, dass für jede Lage das am wenigsten Blut kostende taktische Rezept gefunden werden müsse; darin bestand ein grundlegender Unterschied zum typisch nationalsozialistischen Durchhalte-Offizier der letzten Kriegsjahre. Im Übrigen ist der sonst so „normale“ Frontoffizier, der sich von zahllosen Kameraden weder im Denken und in der Motivation noch in Haltung und Handeln unterschied, mit seiner Fixierung auf die Gefechtsaspekte seines zeitweiligen Berufs selbstverständlich nicht repräsentativ gewesen.

¹⁷ Brief an die Eltern vom 9. 9. 1943.

3. Nach 1945

Die Faszination durch Militär und Krieg ist Bernhard Graml geblieben, wenn auch nach Kriegsende in einem zurückgestutzten und mit ziviler Existenz zu vereinbarenden Maße, wobei er bezeichnenderweise die Feldzüge römischer Legionäre oder die Kampagnen des russischen Feldmarschalls Suworow, der 1799 die Franzosen aus Oberitalien verjagte, mit fast der gleichen Aufmerksamkeit bedachte wie die Kämpfe der deutschen Infanterie im Zweiten Weltkrieg. Hingegen hat der durchaus mühsame geistige und politische Lernprozess, der nach 1945 begann, die letzten Reste nationalsozialistischer Theoreme vollends abgeschmolzen und auch die von Nietzsche geschenkten Rauschnebel weggefegt. Wohl liebte er es bis zu seinem Tode, den konservativen „die-hard“ zu spielen, und konservativ war er ja auch zu nennen; doch eignete ihm eine konservative Haltung, die mit dem geistigen und politischen Humanismus der angelsächsisch-französischen Welt Frieden geschlossen und zu Gemeinsamkeiten mit ihr gefunden hatte. Glänzender Jurist, der er wurde, amtierte er sogar, etwa als Leiter der Jugendstrafkammer am Landgericht Augsburg, in einem Geiste, den ich nur – ich höre ihn schon protestieren – als fortschrittlich bezeichnen kann.